

ANDREAS MALESSA

Malessa macht Urlaub

Feriengeschichten
von A-Z



BRUNNEN

ANDREAS MALESSA

Malessa
macht
Urlaub

*Feriengeschichten
von A-Z*

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Andreas Malessa, Hörfunk- und Fernsehjournalist für mehrere ARD-Sender, Theologe, Buchautor und Songtexter (zuletzt für das Musical „Amazing Grace“), ist verheiratet, Vater zweier erwachsener Töchter und lebt in der Nähe von Stuttgart.

Vom Autor im Brunnen Verlag Gießen erschienen und lieferbar:

Was gibt's da zu feiern?! –

Weihnachtsgeschichten, kurz und gut. Gießen, 2015

Was gibt's da zu lachen?! –

Advent und Weihnachten, mal so gesehen. Gießen, 3. Auflage 2012

Männer sind einfach ... – aber sie haben's nicht leicht.

Mit Ulrich Giesekeus. Gießen, 6. Gesamtauflage 2016

Vergeben kann man nicht müssen –

Weiterleben, wenn Unverzeihliches passiert.

Mit Ulrich Giesekeus. Gießen, 5. Auflage 2012



© 2017 Brunnen Verlag Gießen

Lektorat: Petra Hahn-Lütjen

Umschlagfoto: Getty Images

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul

Satz: DTP Brunnen

Druck: GGP media GmbH, Pößneck

ISBN Buch 978-3-7655-0976-6

ISBN E-Book 978-3-7655-7383-5

www.brunnen-verlag.de



Inhalt

Vorwort.....	5
Abschied.....	9
Braun werden, aber schnell	13
Christliche Freizeiten	18
Drogen, erlaubte.....	22
„Erzähl mir nix ...“	27
Flanieren	33
Gästebuch	39
Heilfasten – krank wandernd	43
Inkognito anwesend.....	51
Junge, lern Deutsch.....	56
Klima-Erwärmung, kulturelle	62
Liegend surfen, barfuß	67
Medienpräsent schweigen	72
Nasen. Flügel der Erinnerung	80
Ohne Kinder.....	87
Pfannkuchen der Verbundenheit	90
Quatsch.....	95
Reisesegen, irisch.....	97

Seefahrt, kreuzweise	101
Theken und Tresen	108
Ur-Erlebnis, isländisch	113
Vorbeugen beim Autostehen	119
Wahl-Heimat und Heim-Weh	122
Xenophobie	128
Yes, ve gan	131
Zu Hause!	138

Inkognito anwesend

Bischöfe in Badehose erkennt man nicht. Ob der Herr dort drüben, ja, der mit Brille, Glatze und dem dicken Buch unterm Sonnenschirm, ob der ein evangelischer Pfarrer oder ein katholischer Priester ist – das lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Selbst dann nicht, wenn eine nette Mittvierzigerin dazukommt, das Sonnenöl aus der Strandtasche holt und sagt: „Cremst du mir den Rücken ein, bitte?“ Nein, nicht mal dann.

Hätten Joseph Ratzinger und Jorge Bergoglio ihr päpstliches Amtsübergabe-Gespräch bei einer gemeinsamen Wanderung durch Brandenburg geführt – unter Strohhütchen, hinter Sonnenbrillen und in grüngrauen Anglerwesten mit achtundzwanzig Außentaschen –, sie wären weit gekommen.

„Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus? Ha’ ick schomma jehört, ja“, hätte der Dorfwirt gesagt. Sie aber nie im Leben hier vermutet, hier doch nicht!

Das Angeber-Prinzip, das an den Poolbars von Ibiza aus mittleren Beamten Staatssekretäre macht und aus Sprechstundenhilfen Medizinforscherinnen, das gibt es auch umgekehrt: Als Rumpelstilzchen-Prinzip. „Ach wie gut, dass niemand weiß ...“

Glauben Sie bloß nicht, die Schönen, Reichen und Berühmten dieser Welt würden meist in Marbella und Monaco, auf Sylt oder den Seychellen Urlaub machen.

Nein, wer dort ganztägig flaniert, in Cafés laut lacht und am Bootssteg den Bikini wechselt, hat's nötig. Und hofft wahrscheinlich, von einem Paparazzo für die BUNTE, die GALA oder die BILD abgeschossen zu werden.

Die wirklich Erfolgreichen tauchen lieber unter. Unter uns, das einfache Ferienvolk.

Untertauchen, unerkannt bleiben, gerade nicht erkannt und angesprochen werden – diesen Prominentenwunsch kennen Christen im Urlaub auch.

„Ich schäme mich des Evangeliums von Jesus Christus nicht“, hatte der vielreisende Apostel Paulus einst nach Rom geschrieben und, nein, des Evangeliums selbst schämen sich Christen bis heute nicht. Aber, nun ja, auch Urlauber mit einem Fischeaufkleber am Autoheck gebrauchen jene Kraftausdrücke, die unsere deutsche Sprache für den Fall bereithält, dass die Lichtmaschine kaputt ist und die Motorhaube klemmt. Oder dass sie einem auf die Finger knallt. Wörter, die man ruft, wenn sich der Ablass-Stöpsel der chemischen Toilette am Wohnmobil erst lange gar nicht und dann urplötzlich lösen lässt.

Auf Campingplätzen und beim Urlaub-auf-dem-Bauernhof kriegen das aber alle mit! Dass zwischen Eheleuten giftig gestichelt und gemeckert, aber bei Tisch lange gebetet wird. Dass aus dem CD-Player im Cabrio salbungsvolle Lobpreis-Musik schallt, der Parkplatzwächter aber noch nie ein Trinkgeld bekam.

Peinlich werden kann es für fromme Touristen auch, wenn sie sonntagmorgens in eine Kirche ihres Urlaubs-

ortes gehen. Und just neben jener Kellnerin im Gottesdienst sitzen, über deren Schusseligkeit sie sich gestern beim Restaurantchef beschwert haben ...

Deshalb beten und bibellesen Christen im Urlaub sicherheitshalber lieber inkognito. Fühlen sich zwar „in der Nähe ihres Herrn“, halten sich aber lieber fern – von der Nähe der anderen Gläubigen.

In der Kleinstadt St. Tropez an der Côte d’Azur gibt es ein Hotel, das von seiner Lage her niemals die gesalzenen Zimmerpreise rechtfertigen würde. Aber: Unten im Restaurant speisten schon Pablo Picasso und Jean-Paul Sartre, oben in den Betten verbrachten Romy Schneider und Alain Delon ihre erste gemeinsame Nacht.

Auch Gunter Sachs und Brigitte Bardot, wie man hört. Der Blick aus dem Fenster von Zimmer Numero 10 geht direkt auf einen schäbigen Innenhof.

Hier jedoch erholte sich Louis de Funès von den Dreharbeiten seiner insgesamt sechs Klamaukfilme, in denen er als choleraischer Kommissar Cruchot durch St. Tropez tobte. Das ist mehr als fünfzig Jahre her. Louis de Funès ist seit über dreißig Jahren tot. Worin also besteht dann der Zauber, der „Spirit“, die Atmosphäre des Hotels „La Ponche“? In der Vorstellungskraft seiner Besucher! Es ist ihre eigene Imagination, die den Reiz – und den Preis – dieser Unterkunft hoch hält. Es ist die hinzugedachte, subjektiv empfundene Anwesenheit der objektiv Abwesenden.

Das funktioniert natürlich nur bei Gästen, denen all diese Namen noch etwas sagen. Denen die zeitgeschichtliche Rolle und Wirkung dieser Schauspieler während der Sechzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts bewusst ist: Romy Schneider als tragische Romantikerin, Alain Delon und Gunter Sachs als heimliche Playboy-Idole aller spießigen Männer, Brigitte Bardot als erotisches Klischee der Französin schlechthin, Louis de Funès als menschengewordener Donald Duck.

Alle fünf könnten heute leibhaftig jeden Abend mit deutschen Schulklassen in den Bistros Südfrankreichs sitzen, und kein Teenager würde was merken. Auch Pablo Picasso und Jean-Paul Sartre könnten unter BWL-Studenten und Software-Programmierern wahrscheinlich völlig inkognito bleiben. Sie wären unerkannte Anwesende.

Das, so denke ich manchmal, geht dem auferstandenen Christus schon seit zweitausend Jahren so. Das erste Mal auf dem Weg zwischen Jerusalem und dem Dörfchen Emmaus. Nachzulesen im Lukas-Evangelium Kapitel 24. Lange wird er von zwei jungen Männern für einen x-beliebigen Mitwanderer gehalten.

Und obwohl er in einem Gleichnis seine Nachfolger gewarnt hatte, sie sollten damit rechnen, dass er möglicherweise in jedem Hilfsbedürftigen und Kranken, in jedem gefangenen und gedemütigten Menschen inkognito anwesend sein könnte (Matthäus 25,35 ff) – „wurden ihre Augen gehalten“, erzählt Evangelist Lukas.

Der „Ach, du bist es!“-Effekt, der stellt sich erst ein, als

die zwei Wanderer zu Hause angekommen sind, sie Jesus in ihr Haus bitten, ihn bewirten, ihm ein Nachtquartier anbieten und er ihre Abendmahlzeit in ein heiliges Abendmahl verwandelt.

„Da erkannten sie ihn plötzlich.“ Und das transformiert ihre Enttäuschung in Zuversicht, ihre Ratlosigkeit in Motivation, ihre Empathielosigkeit in „brennende Herzen“.

Bebrillte buchlesende Herren in Badehose am Strand muss man nicht als Bischöfe erkennen. Weder als evangelische noch katholische. Die Frau am Geschirrspülbecken des Campingplatzes ist eine berühmte Bestsellerautorin, aber wer ahnt das schon.

Den auferstandenen, lebendigen Christus im normalen Nächsten allerdings – den sollten Christen schon erkennen, finde ich. Oder wenigstens erkennen wollen. Es könnte ihrem Urlaub einen ganz besonderen Reiz, eine zauberhafte Atmosphäre verleihen. Ganz ohne Mehrkosten.

Junge, lern Deutsch

Der Stuttgarter Stadtverkehr „fließt“ ungefähr so schnell wie lauwarme Lava.

Bei den Messungen zur Feinstaubbelastung hat man festgestellt, dass nur in Manhattan und in ein paar afrikanischen Metropolen langsamer gefahren und länger im Stau gestanden wird als ausgerechnet in jener Stadt, die Porsche und Mercedes hervorbrachte.

Es ist im Prinzip keine schlechte Idee, im Urlaub zu Hause zu bleiben und den verlockend vielfältigen „Kultursommer“ zu genießen. Also Pop- und Jazzfestivals, Sinfoniekonzerte, Theater, Musicals, Opern und Ballett auf Freilichtbühnen zu erleben, Kabarett und Kleinkunst in Klubs und Kneipen, Gemälde in Museen, seltene Filme in Programmkinos und kluge Vorträge in Kirchen. Die Idee hat nur einen Haken: Man muss überall pünktlich ankommen. Sonst sind die reservierten Tickets weg, die Türen zu, die Tische besetzt.

Pünktlich ankommen? Geht nicht. Zumindest nicht, wenn die Veranstaltung an einem Freitagabend und in Stuttgart stattfindet.

Ali ist aus dem zerbombten Aleppo geflohen. Mit Granatsplittern im rechten Bein lief der Achtzehnjährige von Istanbul nach Ellwangen. Zu Fuß, drei Monate lang. Jetzt sitzt er neben mir im Auto auf der Fahrt zu einem Konzert.

Wir lernen Deutsch. Ich sage „wir fahren. Fah-ren, ver-
stehst du?“ In Wirklichkeit stehen wir. Schon seit dreißig
Minuten.

„Wir stehen“, sage ich, „wir ste-hen.“

Ali schüttelt den Kopf. „Nicht sitzen?“

„Doch“, sage ich, „wir *sitzen* im Auto, *stehen* auf der
Stelle, aber das nennt man *fabren*.“

Aus dem Verkehrsfunk schnappt er das Wort „Um-
gehungsstraße“ auf. „Was ist Gehungsstraße?“, fragt Ali.
Tja, was soll ich sagen, es ist eine Straße, auf der man
schneller wäre, wenn man gehen würde.

„Ortskundige werden gebeten, die Umgehungsstraßen
zu benutzen“, hatte die Radiomoderatorin gesagt. Seit es
Navis und GPS-Apps auf Smartphones gibt, sind aber *alle*
Menschen ortskundig, *alle*.

Für die Südumgehung der Stadt, die Autobahn A 8,
wird stockender Verkehr von Ulm bis Karlsruhe gemel-
det, für die Westtangente, die Autobahn A 81, ein Stau
von Böblingen bis Heilbronn. Für die Durchquerung
mitten durch Stuttgart, etwa zwanzig Kilometer, habe ich
vorsichtshalber zwei Stunden veranschlagt.

„Es gibt das Wort ‚umgehen‘“, sage ich und betone es auf
der zweiten Silbe, „und ‚umgehen‘, Betonung auf der ers-
ten Silbe. Freundlich miteinander *umgehen*, während wir
den Stau *umgeben* ...“

Da – wir rücken wieder zehn Meter vor. Weiter vorne
ein quer gestellter Polizeiwagen mit Blaulicht. Auf der

Gegenfahrspur ein Polizist mit rotweißer Kelle. Er winkt uns heran.

„*Umfahren! Umfahren!*“, ruft Ali. Er betont es auf der ersten Silbe. Sollte die AfD recht haben? Jeder Flüchtling ein potenzieller Terrorist? Nein, Ali meint es nicht böse.

„Bitte der Umleitung folgen!“, sagt der Polizist durch mein geöffnetes Seitenfenster und dirigiert uns an einem Absperrgitter vorbei nach links. Der zähe Lavastrom aus Blech wird in ein zugeparktes Wohnviertel gelotst. Wir folgen ein oder zwei Umleitungsschildern, queren eine Kreuzung mit kaputter Ampel, dann plötzlich – nichts mehr. Keine Wegweiser, nirgendwohin. Die Umleitung ist zu Ende, aber wo sind wir? Der Stau soll wohl einfach in Nebenstraßen versickern, wie ein Bach im Sumpfbereich. Geradeaus geht's in die Fußgängerzone, nach links ins Parkhaus, rechts lässt ein Lkw gerade seine Laderampe herunter, um Lebensmittel in einen Supermarkt zu liefern. Ich sage deutsche Wörter, die ein ungefestigter orientalischer Junge nicht lernen sollte.

„Bitte um Leitung!“, sagt Ali. Er betont es auf „Leitung“ und es klingt wie von einem charismatischen Seelsorger gesprochen.

Ich starre aufs Navi.

„Wenn möglich, bitte wenden“, sagt die Computerstimme. „Also doch umdrehen“, rufe ich.

Ali fühlt sich bestätigt: „Bei *Umdrehen* also auch erste Silbe betonen!“, triumphiert er. Ich fürchte, er wird weiterhin „*umfahren!*“ sagen.

Der Verkehrsinfarkt als Normalzustand wird von Einheimischen meist mit dem Argument schönegeredet, es läge an der Lage. Die Schwabenmetropole – nach zweiundzwanzig Uhr auch in lauen Sommernächten eher ein Metropölchen – ist ein beinahe kreisrunder Kessel, weshalb ja alle Stuttgarter „mit Blick-auf-Stuttgart“ wohnen. In Stuttgart selbst, also unten, am Boden des Topfes, gräbt man seit 2011 ein Loch, um den Bahnhof darin zu versenken. Und Bahnchef Rüdiger Grubes große Grube wird in Zukunft noch größer werden.

Mein Vorschlag, den Bahnhof oben zu lassen und die Stadt zu versenken, fand leider keine Mehrheit beim Volksentscheid.

Die zu diesem Loch hinunter- oder von dort hinauf-führenden Straßen verengen sich demzufolge an täglich wechselnden Baustellen entlang. Sie werden spontan für mehrere Stunden oder Tage gesperrt oder in erstaunliche Richtungen umgelenkt – für das Aufstellen von entsprechenden Hinweisschildern bleibt da nun wirklich keine Zeit. In anderen Großstädten gibt es zutreffende Begriffe wie „Schnellstraße“ oder „Zubringer“. In Stuttgart sind solche Wörter glatt gelogen.

Hinzu kommt ja: Draußen, auf den Autobahnen, herrscht eine regionaltypische Ordnungsliebe. „Markierungsarbeiten“ an den weißen Strichen auf dem Asphalt oder „Mäharbeiten“ am grünen Wegesrand werden gern am Freitagnachmittag erledigt. Damit bis Sonntag alles schön sauber ist, vermute ich mal. Die „Kehrwoche“ gilt halt überall.

„Noch vierzig Minuten“, stöhne ich beim Blick auf die Uhr und meine die verbleibende Zeit bis zum Konzertbeginn.

„Noch? Viele, gut, alles klar.“

Ali lächelt und lehnt sich entspannt zurück. Er kennt das Wort „noch“ im Sinne der additiven Vermehrung. „Noch einen Teller mehr“, „Noch mal das Glas nachfüllen“, „Noch und nöcher“.

Ich presse nervös die Finger an die Stirn und sage: „*Nur* noch, verstehst du? Also wenig, ganz knapp! *Nur noch* vierzig Minuten bis acht.“

Der Lebensmittel-Lkw vor uns ist ausgeladen, wir zuckeln ihm ziellos hinterher. Im Radio hat sich ein Hörer das Lied „Damn that traffic jam“ von James Taylor gewünscht. „How I hate to be late, how I hate to be late“, summe ich mit.

„Warum spreche Zahl *Acht* so und Zahl *Sechs* mit ‚ks‘?“, will Ali wissen.

Ja, warum. *Ich* (mit Gaumen-*Ch*) will jetzt mal außer *Acht* lassen (mit Rachen-*Ch*), dass „*China*“ im Deutschen mit Gaumen-*Ch* gesprochen wird, nur in Schwaben mit „K“ wie „Kino“. Und dass die Zahl *Sechs* nun mal mit „Ks“ oder „X“ zu sprechen ist, wie in „heilix Blechle“.

Ali spürt meine Argumentationsschwäche und schüttelt lachend den Kopf.

„Deutsch verrückt, oder?“

„Das sagt der Richtige, du Achmed Ben Schachbrett!“, poltere ich los, „Ihr habt im Arabischen vier Arten, ein ‚H‘ zu hauchen. Da kannst du ja wohl mal *Acht* von *Sechs* un-

terscheiden.“ Der Stau hat mich reizbar gemacht. Es tut mir leid.

Es ist neunzehn Uhr fünfzig, als ich die Leuchtschrift über dem Eingang der Musikkneipe erblicke und den Plakataufsteller „Sommerkultur“ auf dem Bürgersteig. Vielversprechend und einladend.

„Wir haben es geschafft!“, juble ich zum Beifahrersitz hinüber.

„Aba wo parke?“, fragt Ali.

Was ich jetzt unbeherrschterweise hervorstoße, lässt meinen muslimischen Mitfahrer den Finger auf seine Lippen legen: „Psst! Ist Ramadan. Am Tag nix esse, aba auch nix fluche.“

Wo er recht hat, hat er recht.